

Züuersiht

und was sie ist

Erkundungen auf einem alten Wortfeld

Von Ulrich Grober

Das Wort erscheint um das Jahr 1000 herum wohl zum ersten Mal. Im alemannisch gefärbten Althochdeutsch der Landschaft am Bodensee. In einer Handschrift aus dem Stift St. Gallen. Der Mönch und Gelehrte Notker, genannt „der Deutsche“, will den Schülern seiner Klosterschule *mūot* und *zūuersiht* vermitteln. Immerhin erleben sie gerade die von Endzeitstimmung heimgesuchte Zeitenwende zum zweiten Jahrtausend. Notker definiert Zuversicht, genauer gesagt *gōtes zūuersiht als skilt* (Schutzschild) gegen die Angst und gegen falsche Hoffnungen.

Notker, geboren um 950, Spross einer Adelsfamilie aus dem Thurgau, war ein von seinen Schülern verehrter Lehrer. Seine wulstige Unterlippe brachte ihm den Spitznamen „La-beo“ ein. Seine Interessen waren über die Theologie hinaus breit gefächert: antike Philosophie, Musiktheorie, Astronomie. Die Erde betrachtete er schon als Kugel. Wohl als Erster hat er zur Bezeichnung seiner Muttersprache das Wort *diutisce* (Deutsch) benutzt.

Unermüdlich hat Notker aus dem Lateinischen übersetzt: die Psalmen des Alten Testaments, Aristoteles und – in trostbedürftiger Zeit – den „Trost der Philosophie“ des spätantiken Philosophen Boethius. Übersetzen war zu Notkers Zeit ganz wesentlich eine sprachschöpferische Tätigkeit: aus dem Material der gesprochenen Volkssprache neue Begrifflichkeiten schöpfen und so modellieren, dass sie die Wörter der Urtexte angemessen erfassen. So kam Notker auf *zūuersiht* als Übersetzung des lateinischen Wortes „spes“.

Als Notker sich über Boethius' „Trost der Philosophie“ beugte, war ihm bewusst, dass dieses Buch aus dem frühen sechsten Jahrhundert von einer Untergangsstimmung imprägniert war. Von dem, was Historiker des neunzehnten Jahrhunderts als „Untergang des Römischen Reiches“ bezeichneten (heute spricht man lieber von „Auflösung“). In der Nachfolge der stoischen Philosophie empfahl Boethius als Strategie der Selbstsorge in Krisenzeiten: nichts fürchten, nichts hoffen. An dieser Stelle macht Notker einen Einschub und gibt dem Text einen Spin: Um existenziellen Bedrohungen standzuhalten, brauche es festen *mūot* – worunter man damals die Bündelung aller Seelenkräfte, nicht zuletzt Willenskraft, verstand – und *zūuersiht*. Diese aber müsse sich an Gott ausrichten. Sonst sei „spes“ nur *uān* (leerer Wahn).

Pate bei Notkers Prägung des Wortes stand ein theologischer Grundbegriff: Die „providentia“, die Lehre von der göttlichen Vorsehung. Sie besagt, Gott habe die Welt nicht nur erschaffen, sondern auch verheißen, seine

Schöpfung zu bewahren und ihr Schicksal mit „unsichtbarer Hand“ zu lenken – von Ewigkeit zu Ewigkeit. Pro-Videntia – Zuver-Sicht. Man spürt förmlich die Anklänge.

Die Jahres- und Millenniumswende 999/1000 verlief ohne besondere Vorkommnisse. Die von manchen erwartete Apokalypse blieb aus. Notker starb 1022 an einer Seuche, eingeschleppt vom Heer Kaiser Heinrichs II. auf dem Rückmarsch aus Apulien über die Alpenpässe.

„Hoffen“, das Wort, erscheint auch um ungefähr diese Zeit im Altsächsischen (*hopōn*) und in dessen Schwesteridiom, dem Angelsächsischen (*hopian*). Voll ausgebildet ist es in der mittelhochdeutschen Sprache des thüringischen Mönches, Philosophen und Mystikers Meister Eckhart. Wie könne man erkennen, fragt er um 1300 in seinen „Reden zur Unterweisung“ die Novizen seines Erfurter Predigerklosters, ob man *hât grōze hoffnung* und *zūuersiht ze gote*. Die beiden Begriffe werden offensichtlich synonym verwendet. Zur wechselseitigen Verstärkung, fast wie eine Formel. Und auch *hoffnung* ist wie selbstverständlich noch an Gott gebunden. Eingerahmt ist das Wortpaar von zwei weiteren Begriffen: *minne*, also Liebe, und *getruuēnne*, dem mittelhochdeutschen Wort für Vertrauen. Ohne ein Grundvertrauen in die Schöpfung und eine empathische Beziehung zu ihr lässt sich keine Hoffnung aufbauen oder aufrechterhalten. In diesem Kontext bereichert Eckhart unsere Sprache mit einem Wort, das in den heutigen Zeiten multipler Krisen ebenfalls wieder Karriere macht: *gelazenheit*. Es meint: alles loslassen, hinter sich lassen können – materiellen Besitz, das eigene Ego, falsche Hoffnungen –, um sich einzulassen auf etwas, das größer ist als man selbst. Zu diesem Weltbild gehört ein klares Menschenbild. Der Mensch ist „imago Dei“, Ebenbild Gottes. Der Glaube an die Güte der Schöpfung ist unlösbar verknüpft mit dem Glauben an die Würde des Menschen. Das ist das Design, das Eckhart den Begriffen mitgibt.

Eckhart hatte in seinem Orden hohe Ämter inne. An der Pariser Sorbonne, in Straßburg und Köln. Dort geriet er in den Verdacht der Häresie. Er starb anno 1328. Wo, weiß niemand. Er war zu Fuß unterwegs zu seinem Prozess in der damaligen Papstresidenz Avignon und – nicht auszuschließen – zum Scheiterhaufen. Aus der scholastischen Theologie seiner Zeit ist ein markanter Spruch überliefert: „Credo quia absurdum.“ Ich will glauben, auch wenn es absurd erscheint.

Der Glaube an die göttliche Vorsehung aber bröckelte. Die Zeit schien *out of joints*, aus den Fugen, so Shakespeares Hamlet um 1600. Man begann, die Welt zu denken, „etsi Deus non daretur“ – als ob es Gott nicht gäbe (Hugo Groti-

us, 1625). Wie aber die Substanz der theologisch aufgeladenen Begriffe „Zuversicht“ und „Hoffnung“ in eine neue Zeit überführen? In der europäischen Frühaufklärung kommt „Optimismus“ ins Spiel. Blaupause ist die Theorie von der besten aller möglichen Welten – „mundus optimus“. Ihr Urheber ist der Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz. Entworfen hat er sie im Winter anno 1686, in Zellerfeld, dem Zentrum des Oberharzer Silberbergbaus. Im Auftrag seines Landesherrn, des Braunschweiger Herzogs Ernst August, tüftelte der Universalgelehrte an einem höchst praktischen Problem: wie das Grubenwasser aus den Schächten der Bergwerke hochpumpen, um den Weg zum Abbau der Erze freizumachen. Leibniz' Lösung: durch Windkünste, also Windkraftanlagen. Funktioniert hat das nicht. Immerhin hat Leibniz im Harz etwas Zeit, weiter an seiner Philosophie zu arbeiten.

Die beste Welt? Im Ernst? Zunächst: „Welt“ ist für Leibniz die ganze für ihn überschaubare und erkennbare Welt mitsamt ihrer Naturkonstanten und Naturgesetze. Bei diesem Blick auf das Ganze fragt er nun, wieso Gott bei seinem Schöpfungsakt aus einer unendlichen Vielfalt möglicher Welten gerade diese ausgewählt und ins Werk gesetzt habe. Seine Antwort: Gott handelte rational. Seine Schöpfung ist „zu gleich die einfachste an Prinzipien und die reichhaltigste an Erscheinungen“ – und an Potentialen, an Möglichkeiten. Sie ist die bestmögliche, gerade weil sie die Freiheit zulässt, ihre Potentiale zu entfalten und ihre Qualitäten zu vervollkommen. Sie erlaubt dem Menschen also schöpferische Wirksamkeit. Die Formel ist keine Beschreibung eines Zustandes, eher eine Aufforderung zur Kreativität. Sie will die Sicherheit vermitteln, dass das Ziel der Vollkommenheit in der real existierenden Welt angelegt, also erreichbar ist. Was Leibniz damit stärken will, ist ein Grundvertrauen in die Güte und Schönheit, in die „Harmonie der Dinge“. Statt sich egozentrisch auf das Böse, das ihm zustößt, zu fixieren, solle sich der Mensch lieber diese Harmonie des Weltganzen wahrnehmen, sich darauf einlassen und zur Basis eines entschlossenen Handelns machen. Das ist der Kerngedanke von Leibniz' metaphysischer Zuversicht. Die Anhänger seiner These von der „mundus optimus“ bezeichnete man in Frankreich spöttisch als „Optimisten“. So begann die Karriere des Begriffs bis hinein in das globale Vokabular von heute.

Die Hoffnung stirbt zuletzt? Im zwanzigsten Jahrhundert zwangen Kriege, Katastrophen, Zivilisationsbruch dazu, Zuversicht radikal zu hinterfragen. In dieser Lage gewann – nach tausend Jahren – Notkers *mūot* neu an Wert. Eine heute vielzitierte Formel kam aus der Resistenza im faschistischen Italien. Antonio



Zuversichtlich:
Der Mönch und Gelehrte
Notker, geboren um 950
Foto Mauritius

Gramsci, Vordenker der marxistischen Linken, verbrachte mehr als zehn Jahre in den Kerkern Mussolinis. In seinen „Gefängnisheften“ notiert er 1929: „Jeder Kollaps [einer alten Ordnung] bringt geistige und moralische Unordnung mit sich. Wir müssen nüchterne, geduldige Leute hervorbringen, die vor dem schlimmsten Horror nicht verzweifeln und nicht jede Kleinigkeit bejubeln. Pessimismo dell' intelligenza, ottimismo della volontà“ – Pessimismus des Verstands, Optimismus des Willens. Gramsci plädiert für eine Synthese beider mentalen Zustände. Mit der Kraft des Verstands, ohne Illusionen selbst „den schlimmsten Horror“ analysieren – und dann die tiefsten Energien mobilisieren, um ihm die Stirn zu bieten. Gramsci starb 1937 in Rom an den Folgen der Haft.

Sein Motto hatte er von Romain Rolland übernommen. Der französischen Schriftsteller und Pazifist hatte schon kurz nach dem Ersten Weltkrieg, 1920, vom „pessimisme de l'intelligence et l'optimisme de la volonté“ geschrieben. Seine Quelle wiederum waren Jacob Burkhards Vorlesungen über griechische Kulturgeschichte aus den Siebzigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts. Darin hatte der Basler Kulturhistoriker – beeinflusst von seinem damaligen Kollegen Friedrich Nietzsche – den alten Griechen eine merkwürdige Mischung aus einem „Pessimismus des Nachdenkens“ und einem „Optimismus des Temperaments“ zugeschrieben.

Von einer anderen Warte aus, aber aus denselben Quellen schöpfend, formulierte der evangelische Theologe und Widerstandskämpfer Dietrich Bonhoeffer seinen „Willen zur Zukunft“. Zu Neujahr 1943, vier Monate vor seiner Verhaftung, schrieb er in einem Rundbrief mit dem Titel „Zehn Jahre danach“ für seinen engsten Freundeskreis: „Es ist klüger, pessimistisch zu sein. Optimismus ist in seinem Wesen keine Ansicht über die gegenwärtige Situation, sondern er ist eine Lebenskraft, eine Kraft der Hoffnung, wo andere resignieren, eine Kraft, Rückschläge zu ertragen. Eine

Kraft, die die Zukunft niemals dem Gegner lässt, sondern sie für sich in Anspruch nimmt. Den Optimismus als Willen zur Zukunft soll niemand verächtlich machen, auch wenn er hundertmal irrt. Mag sein, dass der Jüngste Tag morgen anbricht. Dann wollen wir gern die Arbeit für eine bessere Zukunft aus der Hand legen. Vorher aber nicht.“ Zu Weihnachten 1944 sollte er im Gefängnis diese Haltung noch einmal religiös fundieren: „Von guten Mächten wunderbar geborgen / erwarten wir getrost, was kommen mag“ – bis heute ein Lieblingslied vieler, nicht nur in Deutschland.

In verzweifelter Lage erscheint Zuversicht als Grundeinstellung zu Welt, Leben und Zukunft. Als *mind set*, als „Setzung“, dass – trotz alledem – in der Zukunft etwas Gutes hervortreten könne. Nur ein leerer Wahn? Bis zu seiner Hinrichtung im KZ Flossenbürg hatte Bonhoeffer noch etwas mehr als drei Monate zu leben. Eine erbarmungslose Widerlegung seines Optimismus?

Nur drei Jahre nach dem Inferno von Krieg, Genozid und Zerstörung, am 10. Dezember 1948, bringen die gerade gegründeten Vereinten Nationen auf ihrer Generalversammlung in Paris die „Allgemeine Erklärung der Menschenrechte“ auf die Weltbühne. Ihr Kern ist die Würde des Menschen. 1949 wurde dieses Konzept in die Präambel des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland übernommen.

Noch einmal zwanzig Jahre später erlebte Leibniz' „beste Welt“ ein überraschendes Comeback. In der Ära der Mondflüge zwischen 1968 und 1972 erfüllte sich ein uralter Menschheitstraum. In dem Hochgefühl des Aufbruchs in den Kosmos wandten die Astronauten den Blick zurück zur Erde und sahen „den schönsten Stern am Firmament“ (so Eugene Cernan, 1972 Crewmitglied von Apollo 17). Ihre große Erzählung aus wenigen Worten war von einem grandiosen Optimismus durchdrungen. Sie handelte von der Schönheit des blauen Planeten, von seiner Einzigartigkeit, allerdings auch von seiner – Zerbrechlichkeit. „Only one Earth“ war das Motto des ersten UN-Umweltgipfels 1972 in Stockholm. Es signalisierte einen Paradigmenwechsel von der Geopolitik zu einer „Erdpolitik“. Dieser Zeitgeist inspirierte eine globale Suchbewegung. Sie drehte sich um Ideen, Projekte, Tools für eine neue, nachhaltige Zivilisation. In diesem Entwurf wäre die Basis für einen neuen, realistischen Begriff von Zuversicht zu finden.

Untergang? Endzeit? Apokalypse? All das sind auch Erzählungen. Wie wäre es, „Untergänge“ als – durchaus schmerzhaft – Prozesse der Auflösung und der Transformation zu begreifen, aus denen etwas Neues, Nachhaltiges entstehen kann? Die Welt ist nicht aus den Fugen.

Vor fast einem Vierteljahrhundert erschien in den Vereinigten Staaten ein faszinierender Roman. „Erasure“ heißt er, und bis heute hat sich kein deutscher Verlag dafür interessiert, obwohl sein Autor, Percival Everett, hierzulande mit seinen beiden letzten Romanen, „Erschütterung“ und „Die Bäume“, große Beachtung gefunden hat. Das war überfällig, denn der 1956 geborene Schriftsteller, dessen Gesamtwerk mittlerweile dreißig Bücher umfasst, ist nicht nur eine herausragende Stimme der afroamerikanischen Literatur, sondern er lehrt auch Anglistik in Los Angeles – von Literaturgeschichte und -ästhetik versteht Everett mehr als die meisten seiner schreibenden Kollegen. Und diese *sophistication* hat er selbstironisch zum Thema von „Erasure“ gemacht, in dem ein elitärer schwarzer Literaturprofessor und Romanautor auftritt, der sich so sehr über den Erfolg von in Straßenslang geschriebenen afroamerikanischen Geschichten aufregt, dass er unter Pseudonym kurzerhand selbst eine solche verfasst, die dann zum Bestseller wird. Mit der Folge, dass der Professor nun in Talkshows einen Schriftsteller mimen muss, der bei dem begeisterten (mehrheitlich weißen) Publikum als entsprechend *streetwise* durchgeht. Der im Zorn geschriebene Roman „Fuck“ ist übrigens Teil von „Erasure“ – als ganzes Buch im Buch. Ein großer Spaß, ein böser Spaß.

Vor fast einem Vierteljahr kam dann in den Vereinigten Staaten ein faszinierender Film heraus. „American Fiction“ heißt er, und in Deutschland wird er nicht ins Kino gelangen, obwohl er bei der kommenden Oscarverleihung fünfmal nominiert ist, auch in den Kategorien Bester Film und Bester Hauptdarsteller. Sowie für das beste adaptierte Drehbuch, und hier wird es interessant, denn der Regisseur Cord Jefferson hat für sein Spielfilmdebüt „Erasure“ zur Vorlage genommen. Kein Wunder, denn im letzten Vierteljahrhundert sind die

Retrospektive:
„American Fiction“

Shut up, Prof!

Gerade fünffach oscarominiert, aber in Deutschland nur im Stream zu sehen: Cord Jeffersons Verfilmung eines Romans von Percival Everett.

von Everett in seinem Roman aufgeworfenen identitätspolitischen Fragen immer drängender geworden, und wer mit derart großem und bösem Spaß an sie herangeht, der darf mit Aufmerksamkeit rechnen. „American Fiction“ hat denn auch bei seiner letztjährigen Premiere auf dem Filmfestival von Toronto den Publikumspreis gewonnen, und das Kritikerlob war groß. Wer ihn in Deutschland sehen will, der kann das seit vergangener Woche

beim Streamingdienst von Amazon tun. Aber ein Jammer ist es schon, dass dieser Film nicht dort zu sehen ist, wo er hingehört: auf die große Leinwand.

Dies allerdings nicht wegen großer Bilder, sondern wegen großer Gefühle. Denn „American Fiction“ ist wie die Buchvorlage „Erasure“ sowohl Komödie als auch Tragödie, und das Virtuose beider Fassungen besteht gerade darin, dass man diese Kombination jeweils nicht auf den geistig arm-



Sie halten ihn für streetwise: Jeffrey Wright als Thelonious Ellison Foto Imago

seligen Begriff „Tragikomödie“ verkürzen kann. So hochkomisch der groteske Stoff um den unverhofften Erfolg der Geschichte um den jungen, schwarzen Delinquenten Van Go Jenkins aus der Feder des angehenden Stagg R. Leigh, hinter dem der gebildete Thelonious „Monk“ Ellison steckt – allein die Namensgebung der Figuren ist die ganze Handlung wert –, auch ist, so tieftraurig ist Monks Familiengeschichte (obwohl der Film ausgerech-

net deren dramatischsten und auch politischsten Teil ausspart).

Jefferson ist mit seiner Adaption trotzdem ein Kunststück gelungen, denn den spektakulären Kniff des Romans, die vollständige Wiedergabe von „Fuck“, die bei vorlagengetreuer Übernahme auch einen vollständigen Film im Film erfordert und die Laufzeit von zwei auf mindestens drei Stunden gebracht hätte, ersetzt er durch eine kinogerechte Lösung: den leibhaftigen Auftritt des skrupellosen Van Go. Plötzlich diskutiert dieses Zerrbild eines jugendlichen Gewalttäters aus dem Slum mit dem Literaturprofessor in dessen Wohnung über die richtige Weise, Romane zu schreiben. Das macht nur ein paar Minuten von „American Fiction“ aus, aber wie Jeffrey Wright als Monk und Okierete Onaodowan als Van Go das spielen, ist es weit mehr als Ersatz für die naheliegende Option, einfach eine persiflierte Blaxploitation-Episode ins Geschehen einzuschleichen.

Stattdessen nimmt der Film sich Zeit für die privaten Probleme von Monk, dessen Mutter vor der Einlieferung ins Pflegeheim steht und der seiner frischen Flamme verübelt, dass auch sie sich als begeisterte Leserin von „Fuck“ erweist. Was in Everetts Roman subtil ausgespielt wird, findet auch – allerdings reduziert – in dessen Verfilmung statt: die Entgegensetzung einer bewegenden schwarzen Familiengeschichte, die genauso gut in jedem anderen kulturellen Umfeld angesiedelt sein könnte, weil die behandelten Probleme allgemeinschlicher Natur sind, und des vulgären Buchs „Fuck“, dessen Tonfall schwarze Authentizität simuliert, aber reines Klischee ist. Jeffersons Film betont dabei das Drama gegenüber der Farce und erweist so der Ernsthaftigkeit des Schriftstellers Percival Everett die Ehre. Am Ende der Handlung von „American Fiction“ beginnt dann die Verfilmung von „Fuck“ – zwanzig Jahre schneller als die von „Erasure“. ANDREAS PLATTHAUS